zu Goloschmieding und Johann von Omphal, und ferner aus der Privatkorrespondenz des Moritz Wilhelm von Schell zu Goldschmieding; letztere umfaßt die Jahre 1724—1742. Unter den Rechener Aktenbänden finden sich dann auch die peinlich geführten Pachtbücher, ein 400 Seiten starkes Buch umfaßt z. B. die Jahre 1671—1703, ein anderes, etwa 50 Seiten stark, die Jahre 1714—1740.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Familie Schell in finanziellen Schwierigkeiten. Nachdem dieselbe durch zweieinhalb Jahrhundert auf Goloschmieding gesessen, kaufte im Jahre 1838[27]) Friedrich Klönne die Besitzung auf. Im folgenden Jahrzehnt wechselte Goldschmieding verschiedentlich den Besitzer, 1841 Hagemann, 1842 v. d. Leien, 1846 Freiherr von Rump zu Dellwig; 1872 kam es an die Familie Mulmann. Jetzt ist Goloschmieding Eigentum der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft.

Aus Castrops Kirchengeschichte.

Von Kaplan Tilli.

II. Castrop im Archidiakonalverbande Dortmund und sein Verhältnis zum Herzogtum Cleve.

Die alte Dekanie Dortmund war eine der größten kirchlichen Verbände im altkölnischen Westfalen, sowohl was die räumliche Ausdehnung als auch die Zahl der zu ihr gehörigen Kirchen anbelangt. Das Gebiet derselben wurde in der Hauptsache begrenzt durch die beiden Flüsse Ruhr und Lippe. Auf der ganzen Nordseite bildete das Bistum Münster die Grenze, im Osten die Dekanie von Soest, im Süden die von Attendorn, im Westen lag die rheinische Dekanie Duisburg, im Südwesten die Dekanie von Wattenscheid und Teile von Essen. Die Hauptmasse dieses Landstriches fällt politisch der Grafschaft Mark zu, eine kleine Enklave, Huckarde, gehörte der Fürstäbtissin von Essen, im Westen lag das „Vest" Recklinghausen, im Osten treffen wir kleine Teile des Herzogtums Westfalen. Den Mittelpunkt bildete die alte Reichsstadt Dortmund mit ihrer Freigrafschaft. In zwei Verzeichnissen des Dortmunder Stadtarchives, die mit den Angaben des bekannten Liber valoris übereinstimmen, werden alle zum Dortmunder Dekanatssprengel gehörigen Kirchen und Kapellen und darunter auch die Kirche in Castrop aufgeführt. Die ältesten Kirchen dieses Bezirkes waren dem Stiftsprobst von Köln als Pfarrer unterstellt. Anfangs mag er dieselben auch wohl selbst pastoriert haben, doch war dies mit dem Wachsen seiner Aufgaben nicht mehr möglich, so daß er nach und nach seine Hilfsgeistliche die Seelsorge ausüben ließ. Er war der Archidiakon dieser Dekanie und hatte die Kollation (Besetzungsrecht) für die Dortmunder Pfarreien.

Diese Verhältnisse änderten sich, als im Jahre 1059 der Erzbischof Anno die Dortmunder Hauptpfarrkirche, die in der Urkunde ecclesia matrix, d. h. die älteste Kirche dieser Gegend genannt wird, dem Stifte St. Maria ad gradus in Köln (St. Margradenstift) schenkte und inkorporierte (d. h. Meibond damit vereinigte.[1]) Somit war der Stiftsprobst von Margraden in Köln der Hauptpfarrer (parochus primitivus) von Dortmund und Inhaber des dortigen Landkapitels. Gegen Ende des Archidiakon erweiterte er allmählich seine Befugnisse so glücklich, daß er letzlich die Archidiakonalgewalt erlangte. Bekannt ist der Streit zwischen dem Stiftsdechant Pilgrim, Propst des Margradenstifts, mit dem Kölner Dompropst und zugleich Dortmunder Archidiakon Conrad, wonach der letztere dem ersteren seine Kollationsrechte streitig machte. Laut Urkunde des Erzbischofs Siegfried vom 31. Juli 1293[2]) wurde wie folgt entschieden: die Dekanatsrechte im genannten Bezirke verbleiben nach alter Gewohnheit dem Dechanten des Stiftes St. Maria ad gradus, der Dompropst dagegen soll nur das Recht haben Rektoren in 6 bestimmten Kirchen einzusetzen und bei seiner Wahl das Antrittsgeld in diesen 6 Kirchen und der St. Reinoldikirche in Dortmund erhalten.[3]) Auf diese Weise wurden dem Margradenstiftsdechant in Köln Archidiakonalrechte im Sinne des neueren Kirchenrechtes zugesprochen. Er besitzt das Ein- und Absetzungsrecht der Geistlichen in allen übrigen Kirchen des Dekanates, also auch in Castrop, ferner die Sendgerichtsbarkeit und das Urteil in Ehe- und Beneficialsachen in allen Pfarreien des ganzen Landdekanates. Trotzdem wird er nicht früher als im Jahre 1420 Archidiakon von Dortmund genannt.[4]) Durch die Reformation wurde die Dortmunder Dekanie fast vollständig vernichtet. In der Mark blieben von den alten Pfarrkirchen nur die zu Castrop und Rhynern übrig. Der letzte in der langen Reihe der Dortmunder Archidiakone war Peter Jakob Busch aus Kempen. Derselbe wurde 1774 zum Dechanten von St. Margraden ernannt und starb am 21. Januar 1809. Die neue kirchliche Verwaltung hat die Archidiakonate beseitigt. Infolge der Bulle de salute animarum vom 16. Juli 1821 wurden die katholischen Pfarrelen der Mark dem Bistum Paderborn überwiesen und damit wurde die gegenwärtige kirchenrechtliche Lage geschaffen.

Diese geschichtlichen Darlegungen wollen Klarheit und Verständnis schaffen für die Tatsache, daß seit dem frühen Mittelalter die Pfarrer zu Castrop, deren sehr alte Kirche der mensa capitularis (dem Kapitel) des Kollegiatstiftes in Cleve incorporiert war, von diesem Stifte und dem Herzoge von Cleve dem Stiftsdekan von St. Margraden als Archidiakon von Dortmund zur Institur praesentiert wurden (d. h. zur Einweisung in den Besitz des Amtes vorgeschlagen wurden). Das Verhältnis zum kölnischen Stiftsprobst und Archidiakon ist klar, es fragt sich nunmehr, welche Beziehungen zwischen Castrop und dem Herzogtum Cleve bestanden haben. Diese Frage lenkt den Blick auf die älteste Geschichte Castrops. Der Hof zu Castrop wurde gegen Ende des ersten Jahrtausend ein freier Reichshof. Nach von Steinen Westfälische Geschichte, Stengers Geschichte von Mengede, Darpe Geschichte von Bochum u. a. waren Gericht und Herrschaft Castrop ehemals den Herren von Castrop unterstellt, sind aber schon früh an die Herren von Strünkede übergegangen. Im Jahre 1316 haben die Grafen von Cleve, denen er vielleicht verpfändet oder geschenkt war, den Hof mit allem Zubehör dem Herrn von Strünkede für 600 Mark Brabantische Denare zur Wiederlose versetzt.[5]) In einer anderen Urkunde vom 15. September 1333 verzichtet Graf Dietrich von Limburg und seine Gemahlin Elisabeth auf alle gegen den Grafen Dietrich von Cleve erhobenen Ansprüche an der Herrschaft und Burg Strünkede und an dem Hofe Castrop.[6]) „1396 hat Graf Adolph von Cleve Haus und Gericht Strünkede, das den Herren von Strünkede früher genommen, ihnen dann aber wieder übergeben war, wieder an sich gezogen, den Bernd von Strünkede mit der Herrschaft Strünkede und mit dem Hof in Castrop samt dessen Zubehör und Rechten zu einem Clevischen Mannslehen nur belehnt.[7])" Danach ist es klar, daß damals die Grafen von Cleve die Eigentümer des Hofes zu Castrop und die Herren von Strünkede die Lehnsherren waren. Als Grundherren in Castrop betrachteten sich die ersteren auch als Eigentümer des auf ihrem Grund und Boden stehenden Gotteshauses und beanspruchten für sich das Patronatsrecht über die Kirche in Castrop. Das germanische Eigenkirchenrecht gab ihnen zudem das freie Verfügungsrecht über die Kirche und ihr Vermögen.[8])

Nach dem Wiederaufbau der alten Burg auf dem Monterberg (Monreberg) bei Cleve gründete Graf Dietrich von Cleve auf diesem schönsten Punkte seines damaligen Territorialbesitzes eine Kollegiat- oder Stiftskirche. Die Stiftungsurkunde datiert vom 15. Februar 1334.[9]) Vielleicht wollte er damit durch den feierlichen Gottesdienst der Kapitelherren seiner Residenz mehr Glanz und Ansehen verleihen. Es bestand ein solches Stift aus einer Reihe von Kanonikern und einem Propst, der nicht Priester sein durfte und die weltlichen Geschäfte nach außen versorgte, einem Scholastiker, der die Stiftsschule leitete, und einem Dechanten, der das Kapitel berief und den Vorsitz führte. Nicht lange hatte diese Stiftung auf dem Monterberg Bestand. Mit Urkunde vom 18. März 1341 genehmigte Erzbischof Waltram zu Köln die Verlegung des Collegiums nach Cleve, der Residenz des Grafen, und dazu die Umwandlung der dortigen Pfarrkirche in eine Collegiat- oder Stiftskirche.[10]) Es ist zu verstehen, wenn Graf Dietrich seine neue Stiftung mit vielen Schenkungen, Dotationen und Zuwendungen bedachte.

In der Erektionsurkunde des Erzbischofs Waltram vom 15. Febr. 1334 befindet sich unter den Kirchen, die dem Collegiatstift geschenkt und einverleibt (incorporiert) werden, auch die Eigenkirche des clevischen Grafen in Castrop.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beachtung!

Diejenigen Leser der „Castroper Zeitung", die zum Zwecke der Aufbewahrung, Erhaltung und Sammlung der „Heimatblätter" eine auf besserem Papier gedruckte Ausgabe wünschen, werden gebeten, zwecks Feststellung der nötigen Auflage diese Ausgabe sofort in der Geschäftsstelle der „Castroper Zeitung" zu bestellen. Von der vorliegenden Nummer ist nur eine geringe Auflage auf besserem Papier hergestellt, die vermutlich bald vergriffen sein wird. Jede so hergestellte Nummer der „Heimatblätter" kostet — ohne Porto — 75 Pfg. Mögen recht viele Leser Dauerbezieher der „Heimatblätter" werden!

Die Schriftleitung.

---

[1]) Lacomblet, Urkundenbuch I. Nr. 220.

[2]) Lacomblet, a. a. O. II. S. 558 f.

[3]) Mooren, Das Dortmunder Archidiakonat-Köln 1853 S. 84 ff.

[4]) Kampschulte, Kirchlich-politische Statistik ꝛc. Lippstadt 1869, S. 71.

[5]) Lacomblet a. a. O. III. Nr. 154.

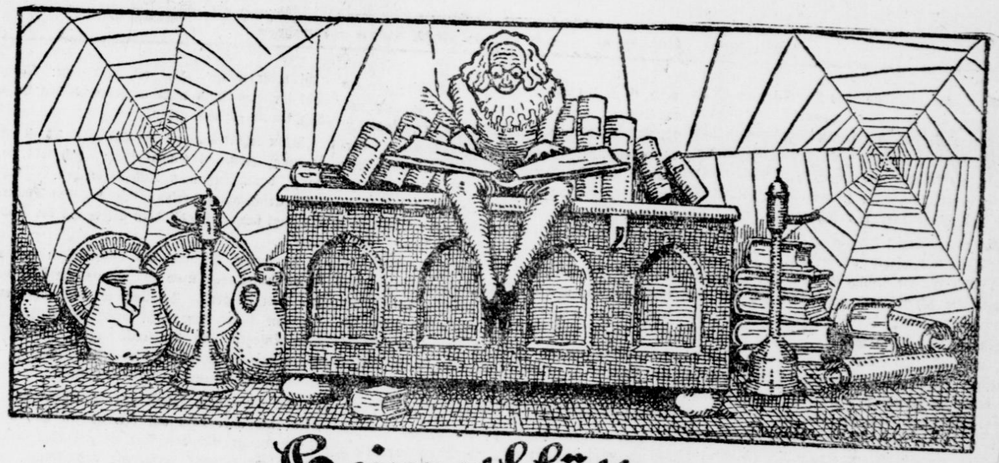
[6]) Lacomblet a. a. O. III. S. 272.

[7]) Schröder, Beiträge zur Geschichte der Stadt Castrop S. 12 f.

[8]) Stutz Ulrich, Die Eigenkirche ꝛc., Berlin 1 95 S. 10 ff.

[9]) Lacomblet, a. a. O. III. Nr. 276.

[10]) Lacomblet, a. a. O. III. Nr. 360.



Heimatblätter

Zeitschrift des Vereins Heimatpflege für Castrop und Umgegend

Nr. 2 — Castrop, den 25. Januar 1922 — 1. Jahrg.

Ziele und Aufgaben der Heimatvereine.

Von Karl Wagenfeld-Münster.

Die in der ersten Nummer der „Heimatblätter" in Aussicht gestellte Gründungsversammlung des „Vereins Heimatpflege für Castrop und Umgegend" hat am 17. Januar stattgefunden. Wir werden in der nächsten Nummer ausführlicher über diese Versammlung berichten. Um so größere Teilnahme dürfen die folgenden Ausführungen beanspruchen, die einem Vortrag entnommen sind, den Wagenfeld, der verdiente westfälische Dichter und Herausgeber der „Heimatblätter der Roten Erde", auf der im Oktober 1921 in Altena stattgefundenen zweiten Tagung des Westfälischen Heimatbundes gehalten hat. (Vgl. Dezemberheft der „Heimatblätter der Roten Erde".)

„Unsere Heimatbewegung hat, bei aller Anerkennung dessen, was an Heimatschutz und -pflege geleistet ist, an zwei Uebeln gelitatt: wir haben zu viel in die Vergangenheit und zu wenig in die Zukunft geschaut. Wir bleiben zu sehr im Stofflichen und dann im Gefühlsmäßigen stecken und suchten zu wenig an die Wollenszeitheit, auf dem alten Boden eine neue Heimatkultur aufzubauen. Schaffung neuer Heimatkultur aber muß das Ziel der Heimatvereine sein, denn der Schutz vergangener Kultur hat nur Wert als Stoffen zu künftiger Kultur. Darum muß die Arbeit an der Heimat nicht bloß Einzelgebiete, sondern das gesamte heimatliche Leben umfassen. Sie kann auch nicht bloß Aufgabe eines Bruchteils der intellektuellen Oberschicht sein, sondern sie muß vom und am ganzen Volke in seinen breitesten Massen geleistet werden. — Erste Aufgabe der örtlichen Heimatvereine ist es deshalb, ihre Arbeit auf breitere Grundlage zu stellen und nicht nur Einzelpersonen, sondern auch alle Vereinigungen des Ortes, die etwas für die Heimatkunde leisten können, zu einem geistigen Heimatverbande zusammenzuschließen. Politik und Konfession muß in der Heimatbewegung ausgeschaltet bleiben. — Unerforschtes Land ist es auch heute noch, die reiche Erbschaft unseres Volkstums, die bisherige der Heimatbewegung leider zu fern stand, zur Mitarbeit zu gewinnen. — Ein Heimatbund kann an jedem Orte zustande kommen, wenn namentlich Lehrer und Geistliche sich der Sache annehmen. Gegenüber der rührigen Lehrerschaft ist die Geistlichkeit bei der Heimatarbeit bislang vielfach zurückgeblieben. Redner skizzierte dann in großen Zügen die Aufgaben der Heimatvereine auf dem Gebiete des Natur- und Landschaftsschutzes, wie sie aus der Waldverwüstung, durch die Anlage von Verkehrswegen (Straßen, Eisenbahnen, Brücken), elektrische Leitungen, Anlagen an Flüssen und Seen, Schaffung von Stauwerken, Viadukten, Hotel- und Fabrikbauten und die Reklame erwachsen und forderte unter anderm ein Naturdenkmälerverzeichnis der ganzen Provinz Westfalen. — Bei Besprechung der Aufgaben, die den Vereinen auf dem Gebiete des Denkmalschutzes erwachsen, verwarf der Vortragende die von der Industrie hergestellten Kriegerdenkmale und machte den Vorschlag, alte Friedhöfe durch die Schulen pflegen zu lassen. — Auf volkskundlichem Gebiete fordert Redner die Vereine auf zur Unterstützung der Sammelarbeit der Westf. Kommission für Volkskunde im Dienste des Verbands deutscher Vereine für Volkskunde, zum Schutz der alten Flur- und Straßennamen, zur Flurnamenforschung und zum Zusammengehen mit den Arbeiten für Vorgeschichte und Naturschutz. — Die wichtigste Arbeit zum Wiederaufbau einer bodenständigen Kultur haben die Heimatvereine an den Menschen der Heimat zu leisten. Redner geht des näheren auf die Mittel ein, die den Vereinen für diese Arbeit zu Gebote stehen. Als Grundbedingung für alle Vereinsvorträge — mögen sie Fragen des Heimatschutzes und der Heimatpflege oder allgemeine deutsche Kulturträgen behandeln — stellt Redner auf, daß sie nicht hochwissenschaftlich sein und mit dem pulsenden täglichen Leben in Verbindung stehen. Er empfiehlt die Schaffung von Heimatbüchern, aber von solchen ohne sogenannte spannende Handlung, da sich bei ihnen der Stoff schwer dermeiden lassen werde. — Reiche Arbeit erwächst den Heimatvereinen durch die Pflege der localen Ueberlieferungen unseres Volkstums.

Heimatsinn und Heimatliebe.

Von Lehrer Hubert Vahle-Castrop.

Heimatsinn nennt man die liebevolle Teilnahme, die man in besonderem Maße der Heimat entgegenbringt. Dieselbe zeigt sich zunächst als Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden. — Es ist ein rein natürliches Band, das Herz und Gemüt des Menschen mit seiner Heimat verknüpft.

Jener Erdenfleck, auf dem wir geboren und von liebenden Eltern erzogen wurden, auf dem wir als Kind gelebt und uns entwickelt haben, prägt mit unauslöschlichen Zügen unserer Seele sein Bild ein, macht uns ihn mit tausend Jugenderinnerungen unvergeßlich. Wie jeder auf die goldene Jugendzeit als auf die schönste Lebenszeit zurückschaut, so bewahrt der Schauplatz der Jugend, die Heimat, unter allen süßen Erinnerungen den ersten Platz.

Wenn der Dichter Matthisson mitten unter den Reizen des sonnigen Italiens gefunden hat, daß der Strauch der Heimat mit dem Reiste des Hänflings sei doch viel schöner als der stolze Lorbeer über der Asche der einstigen Weltbezwinger, so hat er damit nur einem Gefühle Ausdruck geliehen, das allgemein menschlich ist. — Der heutige moderne Weltverkehr trägt viel dazu bei, daß dieses erste Band des Heimatsinnes bei Tausenden gelockert wird. — Den Heimatsinn findet man ebenso beim Großstädter wie beim Dorfbewohner; nur müssen zwei Voraussetzungen zutreffen. Er muß seinen Heimatort kennen und zu seinen Gegenständen, Einrichtungen und Persönlichkeiten Beziehungen gewinnen. Für das Wesen der Heimat ist es ohne Belang, woran sich die Erinnerung knüpft, ob an Feld und Wald, an Moor und Heide, oder an das Häusermeer der Großstadt.

Wenn auch in der Großstadt diese Umstände wie der Mangel des Vaterhauses, festgefügter Geschlechter und wohlgeordneter Familienverhältnisse der Entstehung des Heimatsinnes nicht förderlich sind, so sind doch ihre Bedeutung und Größe, ihre Einrichtungen und Persönlichkeiten geeignet, wertvolle Beziehungen zur großstädtischen Heimat zu veranlassen, welche die Grundlagen zum Erwachen der Heimatliebe darstellen. Für die Bewohner

der Gemeinden mit ländlichen Verhältnissen ist die Festlegung des Begriffes „Heimat" nicht schwierig. Der Ort selbst, mit seinen Straßen und Gassen, mit seiner Kirche und Schule, die Felder und Wiesen, die Wälder und Auen, die um die Ansiedelung liegen, bilden die Heimat. Im Heimatorte steht das Vaterhaus, das sich meistens von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und an das sich die bäuerlichen Grundstücke anschließen. Im Schulhause wird für die geistige Bildung der Bewohner gesorgt, die Kirche weist nach oben und das Gemeindehaus ist die Stätte sozialer Betätigung. Jugendlust und Mannesarbeit, Festesfreude, Krankheit und Tod: das ganze Leben spielt sich den in einfachen Verhältnissen lebenden Landbewohnern auf bekannter heimatlicher Scholle, in den Banden eines festgefügten Gemeinwesens, ab.

Ein zweites, weit stärkeres Band, schon unabhängiger von den Raumverhältnissen, bilden die **Mitbewohner der Heimat.** Sie alle werden umschlungen von der Einheit des Blutes, der Einheit der Sprache und der Einheit der Sitten.

Das dritte Band ist die gemeinsame Geschichte. Die Geschichte ist es, die ein Volk zu dem macht, was es ist. Sie bildet die geistige Nährmutter für die kommenden Geschlechter, die stolz sind auf die Großtaten ihrer Vorfahren; in der Erinnerung an deren Taten nähren sie ihren heimatlichen und vaterländischen Sinn. Wie der Patriotismus, so darf auch der Heimatsinn nicht in der schwunghaften Kundgebung überwallender Gefühle aufgehen; es muß mehr sein als gehobene Gemütsstimmung, in der man mit Vergnügen schwelgt, er muß sich auch zeigen durch Gemeinsinn und Opferfreudigkeit. So erhält der Heimatsinn erst Wert und Weihe, wenn mit ihm das Bewußtsein von Pflichten verbunden ist, und wenn man diesen Pflichten selbst dann treu bleibt, wenn die entsprechenden Gefühle durch die rauhe Wirklichkeit herabgestimmt sind.

Werden wir uns der Hinneigung und Hingabe an die Heimat bewußt, so spricht man von Heimatliebe. Doch macht man meist diesen Unterschied nicht und setzt Heimatsinn für Heimatliebe und umgekehrt. — Die Heimatliebe ist eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Heimat.

„Vieles, was ich bin und habe,
Dank' ich Dir, mein Heimatland."

Wie stark der Heimatsinn werden kann, zeigt sich im Heimweh, einem der mächtigsten, wenn auch krankhaften Gefühle, das zuweilen unser ganzes Sein verzehrt und gefangen hält, wenn uns der Heimat Glück und Zauber entschwand, auch dann, wenn uns die Heimat bei weitem das nicht bot, was lächelnd uns die Fremde zeigt.

„Ist's auch schön im fremden Lande,
Doch zur Heimat wird es nie."

Im allgemeinen scheinen die Bewohner gebirgiger Gegenden und die Nordländer weit mehr dem Heimweh unterworfen zu sein als die Bevölkerung des flachen Landes und der warmen Erdstriche.

Die größere oder geringere Ausprägung des Heimatsinnes hat als natürliche Veranlagung ihren Grund in dem jeweiligen Grade der Tiefe und Innigkeit des Gemütslebens, sowie in ihrer Ausgestaltung durch Erziehung und Unterricht.

Als erste Spur des Heimatsinnes zeigt sich das Lächeln des Kindes in der Wiege, das andeutet, daß es Eltern und Geschwister erkennt; denn dem Fremden versagt es sein beglückendes Lächeln.

Der Raum, in dem seine Wiege steht, prägt sich bereits in den ersten Monaten der Seele ein, infolge [illegible]

gend einen Umstand genötigt, seine Wiege in ein anderes Zimmer, so wird das Kind unruhig und schreit. Bald wird ihm auch Zimmer, Hausflur, Küche und Hof bekannt; es lernt Nachbarn, Verwandte und Spielgenossen kennen; im Vaterhause und dessen nächster Umgebung ist es heimisch geworden. Die Spielgefährten locken es ins Nachbarhaus, in dessen Zimmern sich neue Spielräume öffnen. Diese Räume sind ihm noch fremd. Plötzlich, inmitten des Spieles, springt das Kind auf, läuft zur Tür und ruft: Aufmachen, heim! Durch irgend ein Wort, einen Gegenstand, die Stimme eines Angehörigen, vielleicht durch das Bellen des Hofhundes, tritt das Bild des Vaterhauses in voller Klarheit in seinen Vorstellungskreis. Weder Versprechungen, noch Geschenke, nichts vermag das Kind zurückzuhalten; es will und muß heim.

Das seltsame Benehmen des Kindes schwindet in dem Maße, als es Haus um Haus kennen lernt. So werden die Spielplätze immer zahlreicher, immer bekannter, traulicher; es reiht sich bekanntes Haus an Haus, Ort an Ort, Person an Person; bald kennt es den ganzen Ort. Es mehren sich die Spielkameraden; jeder kennt noch einige, besonders trauliche Stellen; der Ort wird zu klein und zu enge; man wagt sich vor denselben. Feld und Wiese, Berg und Tal locken die frohe Schar. — Die Wiederholung der Anschauung des gleichen Platzes, desselben Ortes, sowie seiner sämtlichen Reize auf das Kind, das ist das erste Element des Heimatsinnes. Dazu kommt das fröhliche Gemüt des Kindes, das keine Sorge, höchstens einen kleinen Kummer kennt. So wächst das Kind gleichsam mit der Scholle der Heimat zusammen.

Der Reiz des Neuen, das es schaut, ist Veranlassung, dem Heimatsinn des Kindes immer neue Gegenstände zuzuführen, sein Gebiet stetig zu erweitern. Eine solche Erweiterung des Heimatgebietes geschieht an der Hand der Eltern und kundiger Spielgenossen. Ist dagegen das Kind allein, so wird es sich nie über den ihm bekannten Heimatbezirk hinauswagen; ein natürliches Schutzgefühl vor einer dort vielleicht lauernden Gefahr hält es zurück. Wie wenige haben es vielleicht bedacht, daß in einer Entfernung von nur 5—10 Minuten vom Orte uns keine 3—4jährigen Kinder allein, ohne Begleitung von Erwachsenen, begegnen. Erst wenn es ausnahmsweise geschieht, kommt das Ungewohnte uns sofort zum Bewußtsein; wir erkennen, daß die Kinder sich verirrt haben, und unsere erste Frage an sie lautet: Wohin wollt ihr denn?

Nahe am Orte dagegen treffen wir oft Kinder an. — Haben wir uns schon einmal gefragt, warum so selten Kinder, die doch noch wenig nachdenken, sich verirren? Etwa 100 Meter vom Orte entfernt spielen zwei Kinder im Wiesentale. Warum gehen sie nicht tiefer ins Tal hinein, bis sie den Ort aus dem Auge verlieren? Hier bekundet sich eben wieder der Heimatsinn. Wenn aber ein Kind sich einmal verirrte, so geschah das nicht, weil es sich etwa in unbekannte Gebiete gewagt hätte, sondern, weil es durch irgend ein Hemmnis, einen Umweg, den Heimweg verfehlte und nun in eine ganz unbekannte Gegend geraten ist und sich nicht mehr zurechtfinden kann. Das kommt ihm zum Bewußtsein und dazu tritt noch eine Verwirrung in den kindlichen Raumvorstellungen, die bewirkt, daß es anfängt, bitterlich zu weinen. Das lockt einen Erwachsenen herbei, der es ins Vaterhaus zurückbringt.

Kommt das Kind mit Vater oder Mutter in den Nachbarort, so geht es ihm hier wie im Nachbarhause. Auf einmal will es heim und läßt sich nicht mehr halten. Wie oft hört man: Warum habt ihr euer Kind nicht mitgebracht, den kurzen Weg konnte es doch gehen?

Dann erhält man oft die Antwort: Es ist noch zu jung; wenn es einmal sagt: Ich will nach Hause, dann muß man auch aufbrechen. — Auch diese Erscheinung verliert sich mit den Jahren. Sie zeigt sich bei Landkindern stärker als bei Stadtkindern.

In diesem Stadium des unbewußten Heimatsinnes kommt das Kind zur Schule, ein Stadium, wie man es gewöhnlich auch an den höher entwickelten Tieren beobachten kann. Die Schule soll hier einsetzen und den unbewußten Heimatsinn zur bewußten Heimatliebe entfalten. Sie ist die Vorstufe, die Wiege der Vaterlandsliebe.

Der Heimatsinn knüpft ans Vaterhaus an, erstreckt sich aber bald auf den ganzen Heimatort. Dieser hängt mit den Nachbargemeinden zusammen; dort wohnen Verwandte und Freunde, die man bei Gelegenheit von Hochzeit, Begräbnis, Kirmes und Markt besucht. Wieder wird der Kreis weiter; man reist mit der Eisenbahn und Straßenbahn, in Geschäften und zum Vergnügen. Es finden sich neue Anknüpfungspunkte, überall dieselben Münzen, Maße und Gewichte, die gleichen Anstalten, Einrichtungen, Behörden und Gesetze, dieselbe Sprache, alles wie in der Heimat. Diese geht in dem großen Vaterlande auf, weil ein Teil desselben. Die Heimatliebe überträgt sich auf das Vaterland stetig und lückenlos; sie schließt sich ans Vaterland an. Auch in dieser Beziehung gilt das Dichterwort:

Ans Vaterland, ans teure,
Schließ' Dich an!

Man kann sagen: Vaterlandsliebe ist Heimatliebe im weiteren Sinne und Heimatliebe ist Vaterlandsliebe im engeren Sinne. — Heimatliebe ist das frohe Kind- und Vaterlandsliebe der ernste, selbstbewußte, gereifte Mann. —

Wohl für jeden Menschen hat das Wort Heimat einen trauten Klang. „Die Heimat ist süß," sagt der Volksmund.

Woher mag es kommen, daß wir uns für die Heimat so begeistern? Wem verdankt dieses Gefühl sein Entstehen, seine Stärke?

Bald nach der Geburt beginnt die Außenwelt mit ihren Reizen des Kindes Sinne zu beschäftigen; es entstehen Vorstellungen und Empfindungen, die sich mit jedem Tage mehren.

Diese Vorstellungen, weil die ersten und ursprünglichsten, sind auch die stärksten, lebendigsten, nachhaltigsten. Sie sind sämtlich der Umgebung des Kindes, der Heimat, entnommen; sie sind ein treuer Bundesgenosse für alle noch folgenden, die sich an die schon vorhandenen Vorellungen anreihen. Das ist Apperzeption der Heimatvorstellungen.

So verdankt unser Erkennen der Heimat sehr viel. Aber auch unser Gefühlsleben verdankt ihr viel. Für unser gesamtes geistiges Werden und Leben ist daher die Liebe zur Heimat von größter Bedeutung.

Für die Lehrenden ergibt sich die Pflicht, den Heimatsinn und die Heimatliebe aufs eifrigste zu fördern. Daher ruft Arndt ihnen zu:

„Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien,
Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte —
Da ist deine Liebe, dein Vaterland.
Und wären es kahle Felsen und öde Inseln
Und wohnte Armut und Mühe dort mit dir,
Du müßtest das Land doch ewig lieb haben."

Wollte die Schule Heimatsinn und Heimatliebe nicht pflegen, so läge darin eine große Versäumnis gegenüber dem Kinde, dessen Heimat und nicht in letzter Linie gegen das Vaterland, denn die Heimatliebe ist ja, wie wir oben sahen, die Grundlage der Vaterlandsliebe.

Das bisher über den Heimatsinn Gesagte gilt nur mit gewissen Einschränkungen, von denen die wichtigsten folgen sollen.

Wenn auch das Heimweh ein krankhafter Zustand genannt werden muß, so braucht sich doch niemand dessen zu schämen. Man kann ein gut entwickeltes Heimatgefühl haben, ohne, trotz mancher Anlässe dazu, das Heimweh empfunden zu haben. Es sind jene starken Seelen, deren Verstand als Regulator nicht versagte; es sind die Glücklichen, bei denen Verstand und Gemüt sich das Gleichgewicht halten. Auch kann man ein tiefes Gemüt haben, ohne Heimatsinn. Es findet sich bei solchen, denen die Heimat gründlich verleidet worden ist. Als Entschädigung für diesen Verlust besitzen sie die Fähigkeit, sich eine neue Heimat zu schaffen. Dann gibt es Menschen, die für gewöhnlich wenig Gemüt zeigen, ja scheinbar rohe Naturen, die trotzdem Heimatsinn haben, gar das Heimweh kennen, worüber man sich gegebenen Falles nicht wenig verwundert. Solche Menschen sind in der kalten, harten Schule des Lebens gestählt worden; sie haben für gewöhnliche Dinge keine Gemütsregungen mehr; den Heimatsinn konnte ihnen jedoch kein Mißgeschick rauben, er blieb in allen Stürmen des Lebens Trost und Anker. — Heimatsinn ohne Vaterlandsliebe ist denkbar. Das geschichtliche Beispiel für diese Tatsache sind die alten Deutschen, die nur Heimatsinn und Stammesbewußtsein kannten. Dagegen ist Vaterlandsliebe ohne Heimatsinn ein psychologisches Unding. — Man kann auch Heimatsinn haben, ohne deswegen für immer in der Heimat bleiben zu müssen. Wen Amt, Pflicht, Geschäft und Erwerb in die Fremde führen, der hat alle Ursache dazu; denn „der Mensch hofft immer Verbesserung." Dabei kann man die Heimat doch recht lieb behalten, was sich in den öfteren Besuchen auch zeigt. Das ist etwas ganz anderes, als kalten Herzens, ohne Ursache, aus bloßem Uebermut die Heimat auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. — Endlich seien noch zwei Uebertreibungen des Heimatsinnes erwähnt, ein Zuviel und ein Zuwenig. Ersteres zeigt sich darin, daß man die Heimat anderer aus irgend einem Grunde verachtet. Die andere Uebertreibung zeigt sich darin, daß man die Heimat zu wenig betont, indem man sagt: „Wo es mir gut geht, da ist meine Heimat." Diese beiden Extreme entsprechen dem übertriebenen Nationalismus und Kosmopolitismus. Wie diese, so sind auch jene zu verwerfen.

Das innige Versenken in der Heimat Schönheit und Frieden ist der Lohn des Heimatsinnes. So setzt sich der Heimatsinn mit tausend Fäden, tausend Ankern fest in der empfindenden Seele. Wir verstehen es, wenn der Dichter singt:

„Die Heimat, die heilige Scholle,
Ist Paradies und ist Glück,
Und wäre sie Wüste und Hütte,
Dein Herz bringt Dich zurück.
Dort hast Du Wurzeln geschlagen;
Dort sang Dich die Mutter zur Ruh';
Dort rauschen die Abendwinde
Dir seligen Frieden zu."

Zur Geschichte von Goldschmieding

Von F. Höninger.

(Schluß.)

Von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an sind die Odelacker verknüpft mit der Geschichte Castrops und Goldschmiedings. Sie hatten damals schon ihre Besitzungen um Goldschmieding herum. Aus diesen vermacht 1467[1]) Wilhelm von Odelacker dem St. Annenaltar in der Castroper Kirche neun Scheffel Landes.

Die Familie v. Odelacker ist ehedem ein angesehenes Geschlecht auf westfälischem Boden gewesen. Bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts taucht der Name Odelacker auf 1334[2]) ist Johann Odelacker von Driere (= Langendreer) Zeuge in einem Streit mit dem Katharinenkloster um die Königsmühle. 1367 wohnt ein Ebert Odelacker zu Bodelschwingh. 1395 tragen Johann Odelacker und sein Sohn ihr Haus Wischelingen dem Grafen Dietrich von der Mark als Offenhaus an, und ebenso fünf Jahre danach dem Grafen von Kleve. 1422[3]) ist Wilhelm Odelacker vermählt mit Figge v. Wischelingen. 1432 kauft Tonis Odelacker von Tonis von Mengede den Eddinghof. Es folgt aus diesen Geschichtsdaten, daß die Odelacker über einen ziemlichen Einfluß verfügten. Das Wappen der Familie ist ein springender Löwe.

Von 1500 an wird öfters der Name des Ritters Dietrich Odelacker erwähnt, der auf Goldschmieding saß. Wenn Fahne ohne Angabe der Quelle 1502 einen Rotger Odelacker Herr zu Goldschmieding sein läßt und als Namen seiner Gemahlin Katharina angibt, so ist das nicht richtig. Nun einige Notizen über den eben genannten Dietrich Odelacker. 1501[4]) verkaufte er dem Patron des Johannesaltares in der Castroper Kirche einen Malter Landes am Breitenstein, das Land wurde das Lochten Schede genannt. 1505[5]) vermachte er zugunsten der Kirche Zuwendungen an Geld. Im selben Jahre vergrößerte er seinen Besitz auf Goldschmieding dadurch, daß er das benachbarte Toppengut in Oberholthausen von Winand v. Bodelschwingh ankaufte. 1510[6]) verpachtete er einen Garten und ein Scheffel Saatlandes an Bernt Notte. 1537[7]) verkaufen Ritter Dietrich und seine Gattin Merrie vor dem Castroper Gericht für eine Geldsumme den Brüdern Johann und Hermann v. Wermond auf Bladenhorst eine Jahresrente von 1 rhein. Goldgulden aus ihrem Besitz zu Goldschmieding. An einem andern Gerichtstage gelobt er dem Johann Vermund zu Bladenhorst Schadloshaltung und zum Unterpfand verpfändet er sein Haus zu Goldschmieding und seine Güter. 1548[8]) verkauft er an die Pfarrkirche eine jährliche Rente von 1 Goldgulden, wiederlöslich mit 20 Goldgulden, aus seinem Erbe Kalthoff in Castrop.

Nach Dietrich von Odelacker ist Christoph von Odelacker, der mit Bella von Wendt vermählt war, Herr zu Goldschmieding. Auch der Ritter Christoph hatte Verbindungen mit denen von Wermondt auf Bladenhorst. In einem Vertrag[9]) vor dem Richter Peter Sittert zu Castrop wird bekundet, daß Philipp v. Wermondt an Christoph Odelacker den Zehnten von einem Holthausener Gute und den Zehnten von dem Borgsgute in Rauxel verkauft hat, ferner daß Christoph Odelacker die Verpflichtung eingehen mußte, nichts von seinen Gütern zu entäußern. Aus einer anderen Urkunde[10]) ersehen wir, daß der Herr von Goldschmieding an den von Bladenhorst 250 Goldgulden entrichtet hatte. Die Herren von Goldschmieding besaßen damals auch das Baakesgut im Voßnacken; aus diesem Gut[11]) verkaufte die Familie Odelacker an Johann in dem Westerbusch 1½ Taler jährliche Rente. Christoph von Odelacker hatte einen Bruder, der Domherr in Erfurt war.[12]) Als ersterer mal in Geldverlegenheit war, — es handelte sich um 300 Taler, —, da sprang der Erfurter Kanoniker ein.

1570[13]) verkauften Christoph und seine Gattin der Kirche zu Castrop aus ihrem Goldschmiedinger Gut 3 Taler Rente.

Ihrer Ehe war eine Tochter Anna Margarete entsprossen, welche als Erbtochter das Haus Goldschmieding an die Familie von Vittinghoff-Schell brachte. So bedeutet das Jahr 1583 einen Wendepunkt in der Geschichte von Goldschmieding.

Das Geschlecht von Vittinghoff-Schell führt seinen Namen ursprünglich als von Vittinghoff, nach einer gleichnamigen ehemaligen Herrschaft bei Essen. Die Vittinghoffs teilten sich später in zwei Linien, die einen mit dem Beinamen Nortkerke (= Nordkirchen), die anderen mit dem Beinamen Schel (später Schell).[14]) Die letztere Linie hatte wieder viele Verzweigungen, eine von diesen war die Linie Rechen, mit der wir es hier zu tun haben bei der Geschichte von Goldschmieding. Johann Herr zu Rechen war es nämlich, der die eben erwähnte Erbtochter Anna Margarete von Odelacker als Frau heimgeführt hatte.

Für das 17. und 18. Jahrhundert dient uns zur Geschichte von Goldschmieding das Archiv des Hauses Rechen mit ganzen Stößen von Urkunden und Akten. Dieses Material gibt aber im wesentlichen immer wieder dasselbe wiederkehrende Bild.

Unter den Urkunden kommen Heiratsverträge, Pachtverträge, Verkäufe, letztwillige Verfügungen vor. Aus den Heiratsverträgen ist zu ersehen, daß die Familie von Schell und Goldschmieling in verwandtschaftliche Beziehungen trat zu den ritterbürtigen Familien Lipperheide, Omphal, Hatzfeld, Düngelen, Padberg. Die Grundstücksveräußerungen, Belehnungen usw. betreffen meist die nähere Umgegend von Goldschmieling. Unter dieser Rubrik wäre etwa besonders hervorzuheben die Belehnung Johanns von Schell mit dem Alaunbergwerk zu Langenhorst[15]) seitens des Abtes von Werden und Helmstedt.

Aus dem sehr umfangreichen Aktenmaterial haben wir heraus das im Jahre 1637 aufgestellte Inventarverzeichnis[16]) (gut 50 Seiten stark). Es war der Nachlaß von Georg von Schell zu Goldschmieding und seiner Gemahlin Anna Lipperheide; derselbe wurde in diesen unruhigen Zeiten nach Wesel geschafft. Einigermaßen auffällig erscheint es mir, daß ich über den berühmten Kamin nichts gefunden habe. Wie ruhig damals im Vergleich zu heute das menschliche Leben dahinfloß, ersieht man so recht aus dem sorgfältig aufbewahrten Briefwechsel zwischen Georg Christoph von Schell

[1]) Pfarrarchiv.
[2]) Steinen, Westphälische Geschichte, Bd. XIII. S. 619
[3]) Fahne, Geschichte der westph. Geschlechter, S. 414.
[4]) Pfarrarchiv Castrop.
[5]) Pfarrarchiv Castrop.
[6]) Staatsarchiv Münster, Haus Rechen, Urkunde Nr. 84.
[7]) Regesten des Archivs X. X.
[8]) Archiv Rechen, Urkunde Nr. 87.
[9]) Archiv Rechen, Urkunde Nr. 172.
[10]) Archiv Rechen, Urkunde Nr. 207.
[11]) Archiv Rechen, Urkunde Nr. 188.
[12]) Archiv Rechen, Urkunde Nr. 190.
[13]) Pfarrarchiv Castrop.
[14]) Daher der Name Schellenberg.
[15]) Archiv Rechen, Urkunde Nr. 275.